Erinnerung an Lugano

Autor(en): **Bernoulli, Hans**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **27 (1940)**

Heft 11

PDF erstellt am: **30.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-22292

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

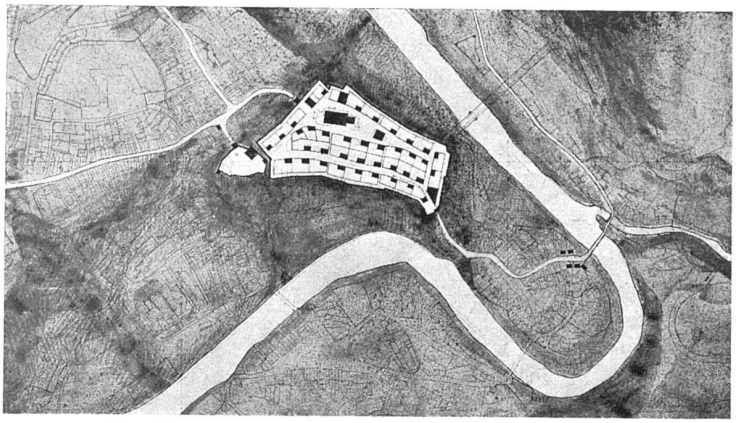
Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

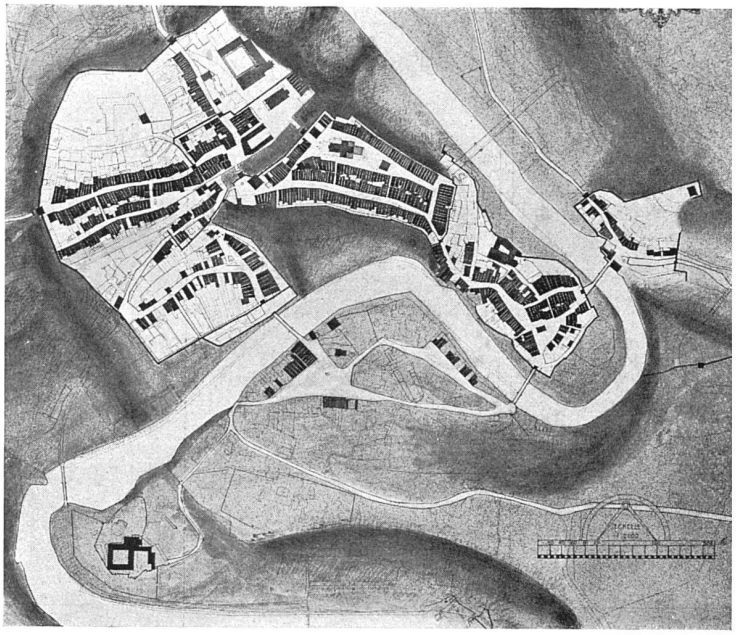
http://www.e-periodica.ch

La ville de Fribourg

à travers les âges

Augustin Genoud, architecte FAS, in Fribourg, veröffentlicht ein Mappenwerk, bestehend aus höchst interessanten Stadtplänen in Plandruck, sowie einigen, auf Grund dieser Pläne, der erhaltenen Bauten und archivalischen Forschungen mit minuziöser Sorgfalt rekonstruierten Vogelperspektiven des alten Fribourg und weiteren Schaubildern. Eine in ihrem alten Bestand so hervorragend schön erhaltene und zudem einzigartig gelegene Stadt, wie dieses «schweizerische Toledo», muss jeden städtebaulich und historisch Interessierten reizen, die einzelnen Phasen ihres Wachstums zu rekonstruieren. Die Planserie beginnt mit der Gründungsanlage von 1157; wir verfolgen ihr Wachstum durch Pläne vom Jahr 1200, 1260, 1290, 1350, 1450, 1590 bis 1925. Eine Reihe von Darstellungen wichtiger Spezialgebiete soll sich anschliessen; davon liegt bisher eine Mappe von 24 Aufnahmen von Schmiedearbeiten des XVIII. fertig vor. Ein zusammenfassender Text wird später folgen, die Tafeln sind auch ohne ihn verständlich. Es steckt ir diesem Werk eine immense Arbeit und zähe Liebe zur Heimat, die hoffentlich nicht ohne Echo bleibt; sie gibt an Hand des präzisen Beispiels zugleich eine Entwicklungsgeschichte der Stadt vom Mittelalter bis zur Neuzeit im allgemeinen. *p. m.*





en haut: partie du plan I, Fribourg en 1157 (date de la fondation)
en bas: partie du plan V, Fribourg en 1350 échelle 1:12500

Erinnerung an Lugano

Mit einer beneidenswerten Selbstverständlichkeit hat noch vor kaum hundert Jahren — anno 1844 — ein uns Unbekannter zwischen die engen Laubenhäuser und den See das Stadthaus hingestellt: ein Palazzo alter Observanz mit Sockel, Gurten und Kranzgesims, mit Säulenhof und Paradetreppe — etwas dünn vielleicht, etwas farblos, doch immer noch mit Würde und Haltung — noch ist der Schein nicht ganz erloschen jener Flamme, die dreihundert Jahre die Welt des Bauens überleuchtet hat und aufgeteilt in Licht und Schatten. Wir stehen vor dem Municipio von Lugano.

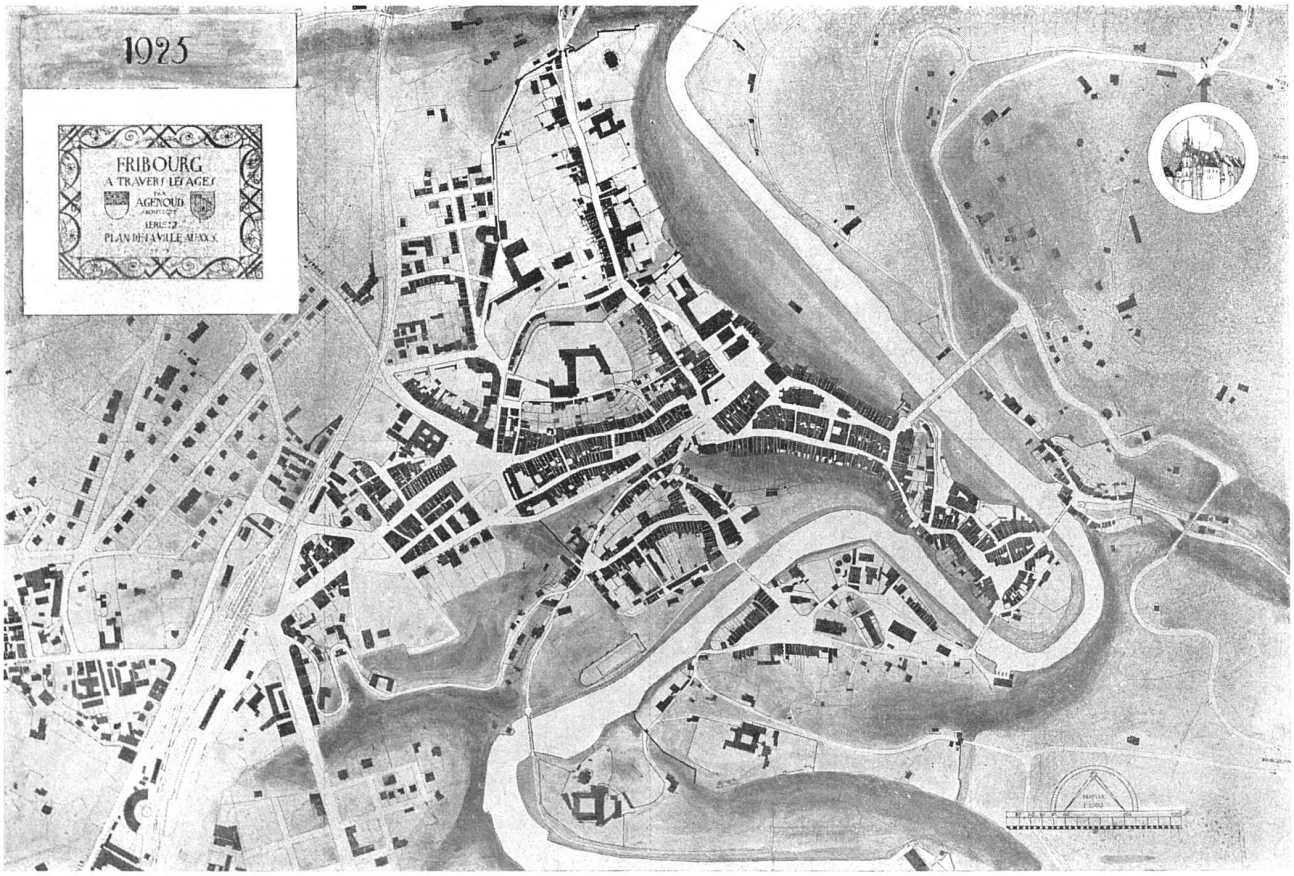
In den Nischen des Treppenhauses, der Stolz der Stadt: die Statuen ihrer grössten Söhne. Architekten sind es. Da steht das Bildwerk mit der Inschrift DOMENICO FONTANA und erinnert an jenen erfindungsreichen Geist, der vor St. Peter den Obelisken aufgestellt hat, der die goldschimmernde Cappella der cappella del Presepio erbaut, der alle Herrlichkeit von Santa Maria Maggiore nur als Vorplatz dient und als Zugang.

Oben im Saal der Stadtverordneten — die hohen Fenstertüren öffnen sich auf den Balkon, der über der Piazza schwebt; unbekümmert um alles menschliche Mass steigen die Wände rings hoch, als ob sie den Himmel herunterholen wollten — da tönt Geplauder und Gelächter, bis eine einzelne Stimme durchdringt und sich ein Auditorium bildet — die dreiunddreissigste Generalversammlung des Bundes Schweizer Architekten.

Es wurde über die Frage der Preisausschreiben gesprochen; Gutes und Böses, Notwendiges und Lässliches,

Augustin Genoud, architecte FAS, Fribourg
«La ville de Fribourg à travers les âges»

Vue d'ensemble à la fin du XVIe siècle. Fribourg en 1925
Echelle 1 : 12500



Wichtiges und Unwichtiges wurde gegeneinander abgewogen — greifen wir einen Gedanken heraus aus dem flüchtigen Ablauf des gesprochenen Worts und halten ihn fest:

Die Frage, ob denn nicht jeder zu seiner Arbeit stehen sollte, mit vollem Namen? Ob denn nicht — nachdem die Jury gesprochen — jenes geheimnisvolle, halb verdrossene, halb spielerische Getue aufgegeben werden sollte, jene Anonymität der Nichtprämierten?

Wenn im Wettbewerb entschieden ist und sogar die Tagesblätter es über sich gebracht haben, eine kleine Anzahl von Architekten mit Namen zu nennen (in einem Winkel der Lokalnachrichten sind die paar von der Jury auserwählten dem Publikum namhaft gemacht worden), da beginnt dann eine Ausstellung eigener Art: Bis auf die Laureati verharrt die ganze Menge in Stillschweigen. Fünfzig, achtzig, hundert Autoren bieten ihre Beiträge zu der brennenden Frage des Tages, dem Neubau des Rathauses, der Anlage eines Stadions, der Neufassung der ganzen Stadt; und fünfundvierzig von den fünfzig, vierundsiebzig von den achtzig, zweiundneunzig von den hundert bedecken ihr Gesicht mit den Händen, sie wollen nicht bekannt werden. Hat gestern noch ein Motto, schelmisch oder selbstbewusst, einen Zipfel der Anonymität gelüftet, so wird heute das Leben durch eine dürre Zahl gedeckt. Nur selten durchbricht einer diese merkwürdige gespensterhafte Haltung und heftet lächelnd seine Karte unter die bisher stumme Arbeit, gibt zum Werk die Unterschrift.

Aber, wie gesagt, das ist nicht üblich.

Man könnte sogar behaupten, «es stört».

Weshalb stört so was? Weshalb ist es nicht üblich? Weshalb soll die Riesenarbeit eines Wettbewerbsprojektes — der Autor hat vielleicht mit diesem Kraftaufwand sein Letztes gegeben und wendet sich nun der Versicherungsbranche zu — weshalb soll all die Arbeit, die nach kurzen vierzehn Tagen ja sowieso ins Nichts versinken wird, soll diese Arbeit nicht wenigstens während der Ausstellung gewürdigt werden können? Denn der Name — darüber sind wir uns doch wohl alle einig — der Name gehört zum Werk. Er ist ein Bestandteil des Werkes. Ohne Name und Unterschrift hat das Werk etwas Unsicheres, Unbestimmtes; es verliert an Interesse, es wird zum Abstraktum. Wenn ein Impresario auf die Idee verfiele, in den Programmen «seiner» Konzerte die Namen der Komponisten zu unterdrücken — würde je ein Mensch solch ein Konzert besuchen? Und ist es denn zufällig oder gar «unwürdig», dass der Galeriebesucher ängstlich und beflissen in seinem Katalog blättert, um zum Werk auch den Namen des Autors zu finden? Und gilt das nicht in erhöhtem Mass hier, wo es sich ja nicht um Werke handelt, die man äusserstenfalls ja auch «an sich» geniessen kann, sondern nur um Pläne, um Skizzen zu Werken?

Der Name ist doch ein Programm, ein Maßstab; zum mindesten heftet sich da und dort ein bestimmtes Interesse an den Namen. Der Name ist wichtig, bei lebenden Autoren doppelt wichtig, denn nun treten noch Möglichkeiten auf — vielleicht schwache Möglichkeiten nur, zugegeben — dass ein Menschendasein eine Wendung nimmt, einen Aufschwung erlebt; dass sich der Name in ein Gedächtnis einprägt — zufällig — und nach Jahren vielleicht irgendwie zu einer Begegnung führt, zu einem Erlebnis wird.

Dieses schamhafte Verschweigen der Namen der «Durchgefallenen», jahrzehntelang geübt, hat seine Wirkung nicht verfehlt. Seine Wirkung auf die Teilnehmer selbst. Wahr und wahrhaftig — wir halten uns für «durchgefallen», wenn der Spruch der Jury neben uns vorbeigegangen. Solch ein «Durchfall» ist eine peinliche Sache. Nur verstohlen vertraut der unglückliche Autor den Intimsten an, wo seine Arbeit hängt. Und dabei hat sich doch seine Ueberzeugung, seine Auffassung von dem zur Diskussion stehenden Problem nicht geändert — im Gegenteil: just heute, heute mehr denn je, ist er überzeugt, dass er auf dem rechten Wege war. Gerade jetzt, wo Arbeit neben Arbeit steht. Wo ja «jedes Kind sehen kann» undsoweiter.

Aber dann gibt es Kollegen, wenn die nicht «herausgekommen» sind, so schämen sie sich w i r k l i c h. Sie würden niemals einwilligen, dass nun an dem «verunfallten» Projekt ihr Name prangte, niemals, um keinen Preis. Ja, es soll sogar Leute geben, die nur mit säuerlichem Gesicht einen zweiten oder gar dritten oder vierten Preis entgegennehmen; von einem «lausigen» Ankauf gar nicht zu reden. (Seit Jahrzehnten wagt es deshalb kein Preisrichter mehr, eine Ehrenmeldung auszusprechen, die übrigens, um dem Unsinn die Krone aufzusetzen, ja ebenfalls anonym sein müsste.)

Wir sind natürlich nicht so.

Wir halten es immer für ehrenhaft und anständig, wenn der Mann zu seiner Arbeit steht. Wenn es für ältere Kollegen — zugegeben — etwas Peinliches haben mag, das mit der Namensnennung auch bei Durchfall — für die jüngeren ist das durchaus nicht der Fall.

Da kommen nun g a n z subtile Geister, die geben zu bedenken, dass die nachträgliche Nennung der Namen der Nichtprämierten, namentlich wenn es Namen sind von einem gewissen Klang, für die Jury und für den Auslober sehr unerfreulich sein kann: das sehe fast so aus wie die Aufforderung zu einer nochmaligen Ueberprüfung des Urteils, wie ein Protest. Und befürchten Diskussionen und Reklamationen und unendliche Verwicklungen.

Wir sind nicht so prüde.

Wir halten diese «neue Mode» sogar für gesund — gerade hinsichtlich der Jury. Wir erwarten von einer solchen obligatorischen Namensnennung, dass die Jury ihrer Arbeit eine erhöhte Aufmerksamkeit schenkt. Sie wäre ja in wirklicher Verlegenheit, wenn hinter den Prämierten nun wirklich berühmte Namen auftreten würden und sich deren Projekte bei näherem Hinsehen — das ist es! — als ganz merkwürdig interessant und «preiswürdig» herausstellen sollten.

Ein Vorschlag also, ein ernsthafter Vorschlag, es möchten nach der Veröffentlichung der Preisgerichtsurteile in der üblichen Ausstellung der Wettbewerbsprojekte alle Arbeiten mit dem Namen des Autors ausgezeichnet werden, alle, als Obligatorium.

Braucht es da besondere «Vorkehren»?

Braucht es da tiefsinnige Betrachtungen und weitschichtige Besprechungen «im Schoss» soundsovieler Kommissionen.

Wir glauben es nicht.

Wir halten dafür, dass es genügt, wenn bei der nächstbesten Gelegenheit, das heisst bei der Vorbesprechung irgendeines Wettbewerbsprogramms ein Preisrichter die Frage aufwirft: «Wollen wir?» Und wenn dann der juristisch gebildete Behördevertreter im Dossier früherer Wettbewerbe herumblättert und absolut keinen Präzedenzfall finden kann und nun beginnt «Bedenken zu hegen», so braucht besagter Preisrichter nur ein paar vernünftige Fragen zu stellen; und der erste Versuch kommt zustande.

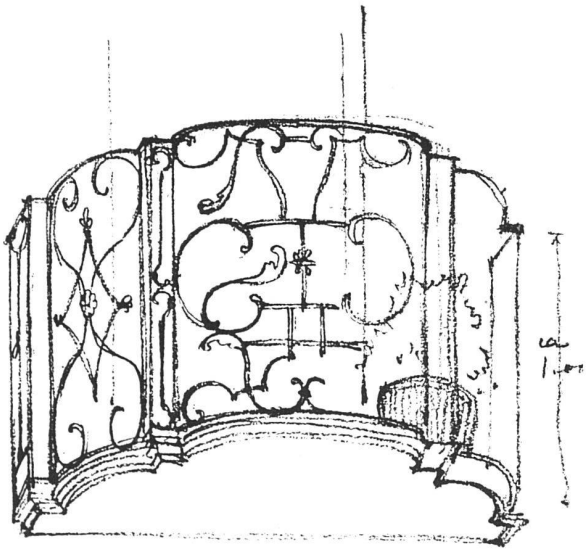
Ein Versuch. Wir wissen es nicht, ob nun die wirklich grossen Kollegen einem «solchen» Wettbewerb die Teilnahme versagen — wir wissen es nicht. Aber wir glauben es nicht. Gewiss, die Kollegen sind überrascht, wenn zwischen den Androhungen für den Fall, dass Perspektiven geliefert werden und den Verlockungen für den Fall, dass man das Rechte trifft, die merkwürdige Bestimmung sich findet, dass nach dem Spruch der Jury alle Kuverts geöffnet werden und dass alle Entwürfe, die guten wie die bösen, mit dem Verfassernamen gezeichnet werden. Es wird ja nicht alles in unbedenklicher Zustimmung aufleuchten. Das Gute bricht sich ja bekanntlich nicht von selbst Bahn. Aber ein Versuch — ein Versuch ist zu wagen.

Und wohin wird der Versuch führen?

Es ist vielleicht gut, ihn am rein Menschlichen zu messen. Da scheint er uns natürlich. Er scheint uns vernünftig, und die bisherige Praxis kommt uns unnatürlich vor und unverständlich, um nicht zu sagen unvernünftig. Das war vielleicht nicht immer so. Aber heute — so will uns scheinen — ist diese Praxis hart geworden und unnatürlich.

Bieten wir der Jugend eine Chance!

Die Einzelstimme verstummt. Stimmengewirr hebt wieder an und Gelächter. Einige treten hinaus auf den Balkon und winken den Schönen zu, die sich auf der Piazza ergehen. Dann ergiesst sich die ganze Gesellschaft ins Treppenhaus — prangt da nicht unter einer Gewandstatue der fatale Name des CARLO MADERNA, des Unglückseligen, der Michelangelos St. Peter zerstört hat? — und strömt durch das Vestibül in den Säulenhof. Ein hoher Torbogen gibt den Blick frei auf See und Berge, das ewige Widerspiel zwischen Bau und Landschaft.

Und jäh überwallt die Herzen ein Gefühl höchster Bestimmung und höchster Verantwortung.

Hans Bernoulli